



Meine Mutter meint nicht mehr...

Von **Paul Kater.**

Ich habe unter dem Küchentisch gefressen. Und der Fritz auch. Und wir haben uns mit Taschentüchern Puppen gemacht und haben gespielt. Die Mutter hat gearbeitet. Sie hat am Fenster gefressen und hat Strümpfe gestopft. Ich habe die Puppen genommen und dem Fritz gesagt:

„So, das ist der Kasperle, der geht stempeln und bekommt fuffzehn Mark und neunzig Pfennig wie der Herr Pauli. Und zu Hause wartet immer seine Frau, das ist die Puppe, die guckt dann zum Fenster hinaus, so, weil sie Geld braucht, weil sie Brot und Margarine laufen will. Da kommt auf einmal der Lichtmann, das ist der Teufel und will Geld haben. Und dann kommt der Gasmann, das ist auch der Teufel und der will auch Geld haben. Und dann kommt der Wassermann, das ist wieder der Teufel und der will auch noch Geld haben. Und zuletzt kommt einer, den will die Puppe nicht hereinlassen, sie schließt einfach die Tür zu und ist nicht zu Hause. Aber der Mann da draußen kommt doch in die Stube und beliebt alles und will die ganzen Sachen mitnehmen, der ist nämlich auch der Teufel. Und da kommt auf einmal der Kasperle nach Hause vom Stempeln, und der verhaut den Teufel, so und so und so, immer feste drauf, und schmeißt ihn alle Treppen hinunter. Aber da kommt schon der Polizist und nimmt unseren Kasperle mit, und dann spielt der lange, lange nicht mehr mit, weil der nämlich eingesperrt ist. Und dann weint seine Frau solange, bis sie tot ist. Und dann kommt ein großer, langer, schwarzer Kasten, da wird sie reingelegt und fortgeschafft. Und wie dann der Kasperle heimkommt, ist niemand mehr da. Da geht er auf die Straße und singt. Und da bekommt er manchmal was geschenkt, manchmal auch nicht.“

Da war auf einmal der Gemüseonkel in unserer Straße. Der ist mit seinem Auto gekommen und hat gehupt. Er hat sehr viel gehupt, und dann hat er mit einer großen Glocke gebimmelt und hat gerufen:

„Leute —! Ich bringe euch heute —: Weintrauben, Birnen, Blumenkohl, Kohlrabi, Kartoffeln, Weintrauben, Birnen —!“

Er hat sehr laut geschrien, daß alle Fenster aufgegangen sind, und die Leute sind auf die Straße. Meine Mutter hat ihr Netz

genommen, und sie hat in ihr Portmanch geschaut. Aber sie hat es gleich wieder fortgelegt und das Netz auch, und sie hat gesagt:

„Nein, es geht nicht — — —“
 Unser Fritz wollte erst heulen. Aber auf einmal ist er hin zur Tür. Er hat sie aufgerissen und sie gleich wieder hinter sich zugeknallt und ist das Geländer runtergerutscht. Er ist rasch über die Straße wegelaufen, wo er das eigentlich nicht darf, wegen den Autos. Und er hat sich vor dem Gemüseauto aufgestellt und hat gewartet, bis seine Frau mehr da stand. Aber dann hat er sich immer noch nicht gleich getraut. Er hat an seinem Finger genutscht und seine Fingernägel abgeknabbert, das macht er immer so, weil er nämlich noch klein ist. Aber dann hat er doch angefangen und hat dem Gemüseonkel leise was gesagt. Der hat aber gerade seine dicke rote Nase gepuht mit einem ganz großen blauen Taschentuch, da waren weiße runde Monde reingemalt. Dann hat er sich langsam den Schnurrbart glattgestrichen und die Augen abgewischt. Der Fritz aber ist nicht weggegangen, sondern hat wieder von vorn angefangen. Da hat sich der Gemüseonkel endlich umgedreht und hat laut gerummt:

„Wie —!“

Da hat sich Fritz auf die Fußspitzen gestellt und hat auch geschrien und dabei mit der Hand in das Auto gezeigt.

„Sie —! Sie haben aber schöne Weintrauben — — —“

„Hm —“

„Sie —! Ihre Weintrauben müssen aber gut schmecken — — —“

„Hm —“

„Sie —! Geben Sie mir doch eine Weintraube.“

„Haste denn Geld mit, mein Freund? Da müßte Geld mitbringen, Junge!“

„Meine Mutter hat doch kein Geld. Sie geht doch nicht mehr auf Arbeit.“

Da hat der Mann erst mal überlegt, dann hat er gesagt:

„Na, hier haste was, aber nun ver-schwinde, mein Kind!“

Da hat Fritz nicht mal Danke gesagt, er hat nur

„Doooooh — —!“

gemacht und ist fortgelaufen.

Meine Mutter hat am Fenster gestanden, sie hat sich an den dicken Gardinen festgehalten und hat zugehört. Auf dem Fensterbrett haben die Blumen in den Stöcken gezittert, weil die Mutter drangestochen ist. Es war ganz still im Zimmer, in der Wasserleitung hat was gezirpt, die Uhr hat leise getickt, in der Wohnung über uns ist jemand in der Stube herumgeschlürft, es hat geknarrt. Die Mutter hat alles gehört, was der Fritz auf der Straße gesprochen hat. Auf einmal haben die Blumenstöcke angefangen zu wackeln, und die Fensterscheiben haben geklirrt, weil das Auto fortgefahren ist. Und dann war es ganz still.

Da habe ich gemerkt, daß meine Mutter weint.

Die Mutter hat schon sehr viel geweint. Damals, als der Vater gestorben ist, wo er in der Fabrik in den Kessel gefallen ist und sich ganz verbrannt hat und zwei Tage und zwei Nächte gelegen hat und hat geschrien, da war es sehr traurig. Aber die Mutter hat bald Arbeit gefunden und hat jeden Freitag Geld mitgebracht, und dafür hat sie uns immer was gekauft: zum Essen und zum Anziehen. Und sie hat immer gesagt:

„Das ist alles für euch, Kinder.“

Aber auf einmal ist sie nach Hause gekommen, sie hat sich an den Tisch gesetzt und hat vor sich hingeguckt. Und dann ist sie aufgestanden, sie hat was am Ofen gemacht, aber da war gar kein Feuer zu machen, weil noch Sommer war, und sie hat still gesagt:

„Jetzt bin ich auch arbeitslos — — —“

Und am nächsten Tag ist sie zum erstenmal stempeln gegangen. Fritz ist zu Hause geblieben, aber ich bin mitgegangen, weil Ferien waren. Wir sind unter einem Schirm gegangen, die Mutter und ich. Es hat sehr stark geregnet, die Tropfen haben auf das Schirmtuch geklatscht, sie sind schräg auf die Straßendecke herabgestreimt, und es hat alles trüb und naß geplixert. Vor dem Stempelamt standen sehr viele Leute, und eine ganze Menge hatten keinen Schirm, und viele hatten nicht mal eine Windjacke. Sie sind alle sehr naß geworden. Das Wasser ist ihnen über das Gesicht gelaufen, in die Augen, über die Nase, über den Mund und in den Hals. Sie mußten immer spucken und das Gesicht abwischen. Neben der Mut-

Revolution.

Von Bruno Schönlank.

Sag' Prolet, sag' Kamerad,
 Wer hat die Macht im Staat?
 Nicht der Mann, der Kohlen hebt,
 Nicht die Frau, die Luche webt,
 Nicht der Mann, der pflügt und sät,
 Nicht der Mann, der Eisen dreht.
 Ein paar hundert Mann
 Sind härter als ihr zusammen.
 Sie halten euch in Zwang
 Und höllischen Flammen.
 Warum wiegt auf der Wage der Welt
 Schwerer als eure Arbeit ihr Geld?
 Warum Prolet?
 Darum Prolet,
 Weil ihr im Kampf nicht zusammensteht.

Sag' Prolet, sag' Kamerad,
 Wer lebt denn gut im Staat?
 Nicht das Volk, das fiebernd schafft,
 Aus sich preht die letzte Kraft.
 Nicht das Volk, das stampeln muß
 Und verkommt trotz Ueberfluß.
 Ein paar hundert Mann
 Sind härter als ihr zusammen.
 Für sie schafft ihr Lust
 Und für euch Verdammnis.
 Wie lang noch wiegt auf der Wage der Welt
 Schwerer als eure Arbeit ihr Geld?
 Wie lang noch Prolet?
 Solang noch Prolet,
 Bis ihr einig im Kampf zusammensteht!

ter stand der Herr Pauli, der bei uns im Hause wohnt, und seine Frau ist jetzt tot, weil er eingesperrt war. Wir spielen immer mit unseren Puppen, wie der Pauli den Mann die Treppen heruntergeschmissen hat. Die Mutter sagt immer, das war sehr traurig.

Fritz ist erst sechs Jahre alt, er versteht noch nicht viel. Er weiß nicht, daß die Mutter arbeiten will, aber sie kann nicht. Ich bin schon zehn Jahre alt und bei den Roten Falken. Ich habe dem Fritz gesagt, die Mutter will schon arbeiten, aber sie wird nicht gelassen. Es sind sehr, sehr viele Menschen arbeitslos. So viel Menschen haben wir auf einmal noch nie gesehen. Bei uns zu Hause gehen alle stampeln. Und wenn die Mutter aufs Stempelamt geht, da stehen dort schon welche aus allen Häusern unserer Straße. Und in allen Straßen in unserer Stadt ist es so. Und in allen Städten. Und in der ganzen Welt. Ich weiß das ganz genau, weil ich ein Roter Falke bin, ich lese jeden Tag die „Volkszeitung“ und unsere Helfer bei den Kinderfreunden haben es uns gesagt. Hunger sind nur die Armen arbeitslos, die gern arbeiten wollen, weil sie doch essen wollen und überhaupt leben. Aber sie können nicht arbeiten, weil sie doch keine Maschinen haben. Die gehören anderen Leuten, die einen großen, großen Sack voll Geld haben und keinen Hunger.

Wenn wir einmal groß sein werden, dann nehmen wir die Maschinen und geben sie den Arbeitern. Dann werden alle arbeiten können und richtig leben. Und wir kriegen dann wieder Brot in die Schule mit. Da wird Wurst drauf sein oder Käse oder eine Banane, aber eine ganze. Und die Mutter wird arbeiten können, und der Herr Pauli auch, und alle, alle Menschen. Und wir werden die Mutter jeden Tag an der Fabrik abholen und mit ihr durch die Straßen humpeln. Und wir werden die Schaufenster an-

gucken, und dann kaufen wir was ein. Und dann gehen wir nach Hause, und dann dürfen wir das Licht anzupfen. Und wir werden nie wieder im Dunkeln sitzen. Und die Mutter wird Arbeit haben.

Das habe ich dem Fritz alles gesagt. Und ich habe ihn gefragt, hast du alles verstanden? Da hat er gesagt, ja.

Die Mutter weint viel, aber ich habe ihr gesagt, sie soll nicht mehr weinen. Ich bin ein tapferer Arbeiterjunge, ich will ihr

helfen. Ich werde sie nie wieder ärgern. Ich rutsche auch nicht mehr mit meinen Schuhen auf den Plastersteinen, weil ich dann so viele Sohlen brauche. Ich habe ihr gesagt, daß ich bei den Roten Falken ein tüchtiger Kerl werden will. Denn wir wollen doch später die Maschinen holen für die Arbeiter und auch für sie, damit alle wieder arbeiten können.

Da hat die Mutter aufgehört zu weinen.

Liebe zu einem kleinen Lemuren.

Von Friedrich Schnack.

Sein kurzes Waldleben ist unbekannt. Ich weiß nicht, wieviel Geschwister er hatte, kleine, eichhörnchengroße Brüder, ob seine Mutter stark und geschmeidig war und gut klettern konnte, und ob sie lange trauerte, als er von ihrer Seite verschwand. Wahrscheinlich hörte er, der kleine Lemure, der Babakut, wie ihn die Eingeborenen nennen, zu den unruhigen Baumbewohnern da oben im Urwald, die vor Tagesgrauen und abends nach Sonnenuntergang ihre gespenstisch-umflorter Schreie in die Wildnis und den Himmel hineinjamern, klagendes Jaulen und Greinen, wie aus dem Mund friedloser Greise und verstörter Kinder.

Fernes und Fremdes hängt den Lemuren an. Ich denke mir, sie haben schmerzliche Erinnerungen, Ahnungen von ganz alten, schwermütigen oder auch schönen Zeiten, längst dahin, wie alles Paradiesische, oder sie träumen von Bäumen, unvorstellbar hohen, mondnahen, silbernen und verlorbenen. In ihren Wipfeln mögen sie aus großen, blauen Blütenbechern den Tau getrunken haben. Kein Mensch kennt dieses Einst, die Geschichte der Halbaffen. — Die da oben und die andern in den Wäldern weitem, woher mein kleiner Lemure stammt, sind die Reste jener Halbaffenstämme, die vor Zeiten auf der Lemurischen Landbrücke in den Urwäldern lebten. Eine Erdtatarstrophe hat die Brücke zerbrochen, die grünen, flammenden Vögel sind in den Indischen Ozean gestürzt und mit ihnen alle die Tiere darauf. Ueber den Toten schloß sich das Wogengrab des Meeres. So mag es denn sein, daß die kleinen Lemuren noch immer den Schrecken an jenen Weltuntergang in ihrem Innern bewahren, und ihre Schreie morgens und abends sind ihre Klagen um den Untergang ihrer Geschlechter.

Der Mann aus dem Walde, den ich Pan nannte — er hatte ein Ziegengeßicht — stieg eines Morgens aus seinem Planen und Paltsanderdididid herunter: auf seiner Schulter hockte, an die braune Eingeborenemwange geschmiegt, der kleine Lemure. Er schnüffelte mißtrauisch. Ja, ich will ihn haben, sagte ich zu Pan, und bezahlte, was er forderte.

Das Tierchen sträubte sich aber, es wollte den Schulterstich nicht verlassen und in die Hände des fürchterlichen Fleißgeßichts. Pan war ein Waldmensch; in seinem Kräuselhaar, dagegen die längliche, feuchte Schnauze des Babakuts zärtlich stieß, als wäre es gleich dem Affensell seiner Mutter, trug er wohl einen heimlichen Waldgeruch, Orkideenstaub oder den Rindenduft der Rosenholzbäume. Vertrauenerweckend war dieses Waldhaar. Freilich, das hatte ich nicht zu bieten. Und so wurde der zappelnde Lemure zum zweitenmal dem Wald entrisßen. Er schalt, greinte, grunzte zornig zwischen meinen Händen. Lauter Angstaute stieß er aus. Nun rollte er sich gar igelgleich zu einer Fellkugel zusammen, stieß abschließend gegen die Außenwelt; er hatte die Schwänze an seinen

Bauch gesteckt und den Nacken furchtjam einge-drückt. Die Augen schmal zugedrückt, blickten noch einmal auf und schlossen sich: Babakut war nicht vorhanden. Wie unheimlich mochte ihm sein. Auch der lange, nicht sehr dicke Schwanz, an den Leib herangezogen und nach hinten geschlungen, schien sich zu fürchten. Erst eine Banane brach den Bann, eine weiche, süße voller Versuchungskräfte. Das war keine Waldkost. Er fauchte sie an. Sie konnte seine Unfreundlichkeit nicht erwidern. Das war schon etwas, was ihm Vertrauen einflößte. Außerdem duftete sie wie Honig und war reif.

Als sich nichts Feindliches kundtat, schob der Babakut die Waldkinder schnauze näher, sein weißer Nasentüdel blinkte wie von Säumerwolke, altväterlich schimmerten die hellen Backen, und den schmalen Kopf umrahmte ein Seemannsbart. Das schwarze Mäulchen tat sich auf, indes die pechschwarzen Augen, durchglänzt von Märchenlicht und Trauer, vorichtig an der entschälten Frucht vorbeiflugte. Jetzt grub sich das perlweiße Nagetiergeßicht in das Bananenfleisch. Heißhungrig schmatzte und schleckte er. Die Freundschaft konnte nicht süßer, nicht angenehmer geschlossen werden.

Uebermäßig große Hände hatte das kleine Klettertier. Außerdem waren sie schwarz behaart, innen nackt stumpfschwarz wie vergriffene Glacéleder und von vielen Linien durchfurcht. Man machte sich den Spaß, in diesen chironantischen Zeilen zu lesen. Die Herzenslinie war stark ausgeprägt: kein Wunder, der kleine Lemure verlangte nur nach Liebe. Die Lebenslinie war kurz. Sie deutete kein langes Leben an. Nun, wenn es nur ein erfülltes war! Andere Linien liefen kreuz und quer. Vergangenheitszeichen, Zukunftsfurchen? Waldgeschichten? Botschaften der Rinden, der Bäume und Affennächte? Nicht zu entziffern.

Mit diesen großen Händen griff und kletterte er gern. Stets war er darauf bedacht, etwas zu fassen, an liebsten Rundes, Waldgewohntes. Er erwischte einen Verandapfosten, eine Stuhllehne, einen Arm, meine Hand. Sichere Dinge, auf die konnte man sich verlassen. Während kindlich unklammernden seine haarigen Finger mit den dunklen, grotesken Nägeln meine Rechte und er hing daran wie ein Vogel an seinem Nest. Wie schön wurde er da geschaukelt, herumgetragen, mitgenommen. Seine Fahne flaggte nach unten.

Auf dem Boden hoppelte er wie ein Kaninchen. Er war eben ein freies Baumtier. Zudem waren die Vorderarme länger als die Hinterarme. Erschrak er über etwas, dann brachte er sich im Ru auf einem der langen Bambusrohre vor der Holzstiege des Lungalows in Sicherheit. Von da oben musterte er überlegen die Störung und Gefahr. Wie wird sich die Hauskater, die gerade Junge trug, zu ihm verhalten? Sie sah unter der Zimmertür und betrachtete den komischen Neuling, der da

berumhospite, mit erschrockenen und unfreundlichen Augen.

Ah, ein Spielgefährte, mochte er fühlen. Der hatte ja auch Schnurhaare und ein Fell. Man könnte ein wenig miteinander scherzen... Ritsch! da hatte er aber auch schon eine Ohrseige. Die Räte machte einen Bundel und verduftete. Sie war nicht aufgelegt, wollte nichts mit ihm zu tun haben. Er sah wohl wie ein fürchterlicher Ragenfeind aus. Da hoste er auf seinem Hinterteil, verduft schnüffelnd und begann lels zu jammern. Er war enttäuscht.

Er war zärtlich und treu. Niemals viel ihm ein, auszureißen. Wir hatten eine innige Freundschaft. Als ihr letzter Tag anbrach, weil ich die Insel verlassen und heimreisen mußte, setzte ich ihn auf meine Schulter und trug ihn hinauf in den Wald. An einem Baum im Dickicht band ich eine große Bananenschichtrippe fest, das Abschiedsgeschenk und die Vorratskammer für meinen kleinen Lemuren, der nun auf eigenen Füßen stehen sollte. Ich liebte ihn noch einmal, wie ich es so oft getan hatte, dann setzte ich ihn auf den Zweig. Er umgriff ihn. Sein Gesicht blickte zu mir. Mir kam's vor, als wäre in seinen Augen die uralte Trauer noch dunkler und tiefer geworden. Nicht eine Bewegung machte er. Er sah mich das Dickicht durchdringen und fortgehen. Die Zweige schlugen hinter mir zusammen. Da waren wir für immer voneinander geschieden.

Das Vorstehende ist ein Kapitel aus einem im Verlage Dietrich Reimer (Ernst Bohlen), Berlin SW 48, erschienenen Buche „Auf ferner Insel. Glänzliche Zeit in Madagaskar“. Von Friedrich Schnadt. (Geb. Mt. 6.-) Der Verfasser, bekannt durch ein märchenhaft schönes Buch: „Im Wunderreich der Falter“, hat die Erfüllung eines Lieblingswunsches erlebt und hat viele Monate auf Madagaskar, die ihm seit langem eine Wunschinsel war, verbringen dürfen, hat unter den braunen Kindern des Landes wie einer von ihnen gelebt und das Glück zahlreicher Erlebnisse mit dem Getier der Insel ward ihm zuteil. Die köstliche Frucht dieses Aufenthaltes auf Madagaskar ist dieses dichterisch beschwingt geschriebene Buch, das uns hineinversetzt in die Schönheiten dieser tropischen Insel, das uns ihre Geheimnisse ahnen läßt und wir lauschen mit dem Dichter in den Nächten den ewigen Klagen der Lemuren, jenen merkwürdigen Halbaffen, die hier leben und wir hören die gellende Musik der Grillen und Zikaden, die die Urwaldsymphonie begleiten. Der Zauber der Tropen ist in dem Buche festgehalten und nicht weniger als 69 prächtige Bilder nach Photographien des den Dichter begleitenden Kameramannes Dr. Paul Denso, unterstützen die reizvollen Schilderungen aufs wirkungsvollste.

Dumme Wize.

Drei ernsthaftige, kluge Männer saßen an einem Regenabend beisammen. Ein ernstliches Gespräch wollte nicht aufkommen und so beschlossen die drei, einander recht dumme und einfältige Wize zu erzählen.

A. fing an: „Was ist das... es hat vier Beine, ein Maul, einen Schwanz und kann wau-wau sagen?“

B.: „Natürlich ein Hund!“

A.: „Ach, Sie kennen den Witz schon?“

C. meinte darauf: „Da Sie vom Hund sprechen, — was ist das: hat vier Beine, sieht aus wie ein Hund, kann aber nicht bellen?“

A.: „Kann nicht bellen... sieht wie ein Hund aus...?“

C.: „Ein laubstummer Hund!“

B.: „Sehr faul, sehr faul! Aber sagen Sie mir, wann sagt der Chinese „Guten Tag“? Berechnen Sie aber dabei die Erdumdrehung!“

A.: „Vielleicht um sieben Uhr früh?“

B.: „Nein, er kann das nur sagen, wenn er Deutsch sprechen kann!“

C.: „Es steht auf dem Dach, hat einen langen Schnabel, weiße Federn, sieht oft auf einem Bein, kriecht Frösche — was ist das?“

B.: „Ein Storch.“

A.: „Falsch — eine Storchin!“

B.: „Keine Herren — was ist Girle?“

A.: „Girle — Girle — vielleicht die Abkürzung für Gesellschaft indischer Robeisen- und Kali-Exporteure?“

C.: „Girle — ist das nicht so was wie ein nachgemachter Edelstein?“

B.: „Nein, Girle ist ein Druckfehler, muß heißen Gurle. Was aber ist ein Penjch?“

C.: „Ha — das soll natürlich Punsch heißen!“

B.: „Nein, Penjch ist das Mittelstüd von Sam-pen-schirm!“

A.: „Herr C., Sie haben doch Philologie studiert — können Sie mir nicht sagen, wann sagt man Räs' und wann sagt man Ras?“

C.: „Jah — hm — Ras — jah — worauf wollen Sie denn hinaus? Wissen Sie es denn selber?“

A.: „Natürlich — Räs sagt man, wenn zwei Stricheln über dem Käs sind.“

C.: „Soso, also bin ich hereingefallen, aber Sie als guter Rechner werden wohl mit Leichtigkeit eine kleine Aufgabe lösen können. Passen Sie gut auf: auf dem Wege nach Weimar begegnete ich sieben Frauen mit sieben Säcken. In jedem Sack waren drei Hähne und zwei Kaninchen und eine Ente. Wieviel Lebewesen gingen nach Weimar?“

A.: „Moment mal — sieben Frauen, sieben Säcke — sieben mal sieben ist neunundvierzig,

neunundvierzigmal, wie war es doch: drei, zwei eins — sind sechs, also mal sechs... vierzig mal sechs, neunmal sechs, also es gehen zweihundertzweiundneunzig Lebewesen nach Weimar. Stimmt's?“

C.: „Nö — ein einziges Lebewesen ging nach Weimar!“

B.: „Wieso eins, ich denke sieben Frauen —“

C.: „Ich jagte doch: auf dem Wege nach Weimar begegnete ich — also ging ich allein nach Weimar — die Frauen kamen mir entgegen!“

A.: „Ach — so!“

B.: „Wer von den Herren kann mir drei leichte einfache deutsche Worte nachsagen?“

C.: „Ich.“

B.: „Ich wette mit Ihnen, daß Sie mir keine drei Worte nachsprechen!“

C.: „Gut, es gilt — fangen Sie an!“

A.: „Ich mache den Schiedsrichter: also los, das erste Wort!“

B.: „Müller.“

C.: „Müller.“

B.: „Pferd.“

C.: „Pferd.“

B.: „Falsch!“

C.: „Sind wohl nicht ganz — wieso ist das falsch?“

B.: „Schon verloren! Sie hätten als drittes Wort falsch' sagen müssen!“

C.: „Sie haben recht, keine drei Worte — wenn man nur aufpassen wollte!“

A.: „Merkwürdig, dumme Wize sind oft gar nicht so dumm!“

C.: „Mal ein Rätsel — aber das lösen Sie wohl nicht. Das erste ist rund, das zweite, dritte, vierte ist ebenfalls rund und das Ganze ist auch rund — was ist das?“

A. und B. zuden: anhaltend die Köpfe.

C.: „Die Erde, ein Apfel, eine Kanne, ein Radchen — Erdäpfelspannkuchen!“

Der alte Kellner.

Von Kurt Münzer.

Niemals, glaube ich, habe ich höhere Liebe gesehen als damals in der wilden Nacht des Tanzlokals. Viel Zeit ist seitdem vergangen und immer wieder, wenn von Beweisen und Opfern der Liebe die Rede ist, muß ich an jenen alten Mann denken, der mir in seinem Kellnerfrack, mit der zweifelhaften Serviette, ganz unserer Erde entrückt zu sein schien.

Das war damals, als ich in dem Ballsaal „Rote Nachtigall“ Klavier spielte, in dem Sechs-Mann-Orchester, von acht Uhr abends bis drei Uhr nachts.

Ich war erst wenige Tage dort, als mir ein alter Kellner auffiel. Er mußte krank, gebrechlich, tief melancholisch sein, er trug an dem leichtesten Weinkühler wie an schwerer Last. Oft sah ich ihn mit zitternden Knien an der Wand lehnen, immer ängstlich bemüht, seine Schwäche vor dem Geschäftsführer, den Kollegen, den Gästen zu verbergen. Er mußte sich wohl hüten, seine Stellung zu verlieren. Die Mädchen, die im Lokal verkehrten, nannten ihn „Opapa!“ Freundlich, harmlos, nedend, wihelnd. Nur eine große Nothaarige, nicht mehr jung, doch schön, übermäßig, schien ihn nicht leiden zu mögen. Ich hörte sie einmal zu ihrem Kavaliere sagen, als der Alte an ihren Tisch trat, Bestellungen zu empfangen: „Nein, nicht diesen Alten, bitte. Ruf doch einen anderen Kellner!“

Das schien mir gar zu brutal und gemein. In derselben Nacht fand ich beim Ankleiden in unserem Garderoberraum, nachts nach dem Dienst, den Kellner dort sitzen, wie ohnmächtig.

Ich holte Cognak, schleppte ihn ans offene Fenster und brachte ihn schließlich nach Hause. Er sprach kaum, aber er dankte mir sehr, und seit diesem Ereignis hatte er immer einen freundlichen Blick für mich.

Ich begleitete ihn dann des öfteren und, obgleich ich irgendein Schicksal witterte, fragte ich den Alten nie. Einmal bestand ich darauf, den ganz Rücken nach Hause zu bringen. Er schloß in einem elenden Bodenverschlag unterm Dach, während sein Einkommen ihn zu Bessermem berechtigt hätte.

Er sah mein Erstaunen, und geheimnisvoll sagte er: „Ja, ich spare, ich muß sparen — für mein Kind.“

In derselben Stunde erzählte er mir, in der kalten elenden Kammer, seine Geschichte.

„Haben Sie, lieber Herr Musiker, nicht das schöne Mädchen mit dem kurzen roten Haar gesehen? Gewiß doch. Das ist meine Tochter. Ja, meine Tochter, die nichts von mir wissen will. Und ich bin Kellner in diesem Lokal, nur um sie sehen zu können, um ihr nah sein zu dürfen, um ihre Stimme zu hören. Aber sie tut, als kenne sie mich nicht, und kein Mensch ahnt auch nur, daß ich ihr Vater bin... Wie das kam? Weiß ich es selbst? Fünfundsiebzig Jahre war sie mein gutes, eheliches, aufständiges Kind; dann verliebte sie sich in einen Chausseur. Aber er verlieh sie, nachdem er alles erreicht. Und damit fing es an. War es Trotz von ihr oder Verzweiflung; sie ging tanzen, hörte zu arbeiten auf, mietete sich eine Stube. Ach, und als ich ihr einmal Vorhal-

tungen machte, sie solle an ihre tote Mutter denken, da lief sie mir einfach weg, ohne Wort, ohne Abschied. . . Ich habe lange Zeit gebraucht, ehe ich sie fand. Ich handelte nachts mit Streichhölzern in der Friedrichstraße, und da sah ich sie dann mit einem Herrn. Ich ging ihnen nach, und seitdem habe ich sie nicht mehr aus den Augen verloren. . .

Nach dieser Nacht waren wir Freunde, der alte Kellner und ich junger Klavierspieler.

Und dann kam jene unergiebige Nacht. Eine Schar Ausländer war in die „Rote Nachtigall“ eingebracht. Selt floh in Strömen — auch für uns Musikanten und bald war der große Saal ein einziger Rausch und Tumult. Die Wildeste war die Kellnertochter. Sie sang kessle Texte zu den Tänzen, die wir spielten. Ihr Kavalierr war der jüngste und schönste der Durschen. Jetzt arrangierten sie einen Tanz, indem sie insgesamt einen Knäuel bildeten; die dreißig, vierzig Paare waren nur noch ein einziges Ganzes, die Musik schrillte und gelikte. Da schrie plötzlich der schöne Junge:

„Meine Brieftasche! Man hat mir die Brieftasche gestohlen, Lären zu! Haltet die Diebin.“

Ein furchtbarer Wirrwarr entstand, ein Lärm und Toben, ein wüstes Durcheinander. Der alte Kellner hatte an meinem Flügel gelehrt, zusehen. Jetzt sah ich, wie plötzlich seine Tochter neben ihm stand.

„Gib her!“ leuchte er. Er ahnte, er mußte alles. Sie griff in ihren Ausschnitt und steckte ihm eine Brieftasche zu. Niemand sah das, nur ich.

Dann plötzlich Stille. Kriminalbeamte waren im Saal und brachten Ordnung in das Chaos. Alle Mädchen sollten Rede und Antwort stehen, alle untersucht werden. Aber der Bestohlene rief:

„Es kann nur meine Tänzerin gewesen sein! Sucht Sie, nehmt sie fest, sie war's! Wo ist sie?“

Da stand sie, plötzlich allein, plötzlich nüchtern. Vielleicht wollte sie gestehen, vom guten Geist getrieben. Aber ehe man sie fragen, ehe sie etwas sagen konnte, trat der alte Kellner vor und sagte leise:

„Beschuldigt niemand. Ich bin's gewesen.“

Da ist die Tasse. Es fehlt nichts. . . Es nützte nichts, daß der junge Mann sich zufrieden gab und die Sache erledigt wissen wollte. Die Beamten führten den Alten ab. Das Mädchen rührte sich nicht. Erst als er, ohne sie anzublicken, hinausgegangen war, fiel sie zusammen, schluchzte, lachte, wurde in die Garberobe getragen.

Der Vater hat sich in derselben Nacht in seiner Zelle erhängt. An den Holenträgern, die ihm seine Tochter einmal, in glücklicher Zeit, gestickt hatte. Er hatte einen Brief an mich hinterlassen, mit Blei auf seinen Kellnerblock geklebt. Und darin stand, am Schluß, mit zitternder Hand:

„Sagen Sie ihr, sie soll gut und brav werden. Denn es wird niemand mehr da sein, der sie rettet, wenn sie fehlt tritt.“

stattung und Preis allen Möglichkeiten Rechnung tragen:

„Durch die weite Welt“. Jahrbuch für Natur, Sport und Technik. 300 Seiten. Geb. M. 5.00. Das Buch ist eine Ergänzungsleistung. Was in diesem die 11. Bande geboten wird, von Autos und Flugzeugen, von Elektrizität und Radio, vom Fußball und vom Schach, von Tieren, Bäumen und Pflanzen und schließlich an Erzählungen und Bildern (450 an Zahl), das wird jedes richtige Substrat auf höchste Entzücken und es wird jedem Leser eine Fülle von Anregungen und Unterhaltungstoff geben.

Ein neues Kaktusbuch! Das fünfte in der Reihe! Wirklich ein ausgezeichnetes Handwörter für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit! Die zahlreichen jugendlichen und auch älteren Kaktus werden es mit Freuden begrüßen. Auch dieser neueste Band enthält zahlreiche Anleitungen der verschiedensten Kaktusarten zur Selbstanfertigung von allerlei Apparaten, Gießbehältern, Gegenständen usw. aus oft ganz ungeschätzten Dingen, die für die Kumpellammer oder den Schuttbaufen bestimmt waren. Preis des Bandes geb. M. 4.80.

„Die Höhlenfische im heimlichen Grund“. Von Dr. A. Th. Sonnenhauer. Dieses Buch aus der Reihe der Höhlenfische ist nun in der 88. Auflage erschienen! Kann es eine bessere Empfehlung dafür geben, als die Massenverbreitung, deren es sich erfreut! Jeder Band dieser Reihe, der M. 5.60 kostet und in sich abgeschlossen ist, ist gleichmäßig eine vollständige Jugendgeschichte von naturgeschichtlichem Wert.

„Hobnenschwanz und Sandhügelstrich“. Zwei Erzählungen von G. Thompson Seton. Die herrlichen Tiernovellen, die Thompson schreibt, beruhen auf Wissen, gebotet aus einer unendlich mühsamen und liebevollen Beobachtung, aus einem Leben in Prärie und Urwald. „Hobnenschwanz und Sandhügelstrich“ gehört zu den reizvollsten Büchern dieses bedeutenden Tiergeschichten-Erzählers.

„Jahelst, Herr!“ Von I. S. Johansen. 175 Seiten mit 6 mehrfarbigen Tafeln von Willy Brand. Geb. M. 4.80. Ein richtiges Jugendbuch, geladen mit Geschichten und Abenteuer.

„Jeppe reißt um die Welt“. Die Abenteuer eines schwedischen Kapers in vier Erdteilen. Mit 4 farbigen Tafeln und zahlreichen Zeichnungen. Geb. M. 4.— Ein wirklich originelles Buch für Kaktus- bis Zwölfjährige. Märchen und Abenteuer in einem und originell und witzig sind auch die kleinen Bilder.

„Der rote Sturm“. Eine Erzählung aus dem ersten Indienkrieg um den Ohio, alten Quellen nachgeprüft von Fritz Sieben. Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildern. Geb. M. 4.80. Eine Indianergeschichte, aber was für eine! Es wird in dem Buche die Tragödie eines Indianers erzählt, der das bittere Schicksal seiner ganzen Rasse symbolisiert. Die Schilderungen sind plastisch, die Geschichte fesselt spannungsvoll. So waren die Indianer wirklich, so wohnen, so leben und kämpfen sie!

Was mancher nicht weiß.

In Ägypten wird das Feld noch heute teilweise mit Holzpfählen bearbeitet, die ganz die gleichen geblieben sind wie vor tausend Jahren. Sie sind genau genommen nichts anderes als ein gekrümmter Ast, der durch den Acker geschleift wird, so daß dieser aufgerissen wird. Als Vorspann werden Ochsen benutzt. Sie ziehen den Pflug mittels eines Jochs, einer dicken Holzstange, die hinter den Hörnern der kräftigen Tiere befestigt ist. Die Alerte ist trotz dieser primitiven Behandlung so fruchtbar, daß sie vielfältige Erträge gibt.

Einem Tomatenzüchter in Kansas gelingt es, Tomaten zu erzielen, die so groß sind wie Melonen. Er wendet dabei gar keine besonderen Methoden an, pflegt aber die Pflanzen mit großer Liebe, das heißt, er begießt sie täglich, schneidet rechtzeitig die Blätter und Seitentriebe ab und düngt den Boden bisweilen mit Asche. Sorgfältige Arbeit und Geduld haben den überreichenden Erfolg herbeigeführt.

Die Amerikaner haben eine Vorliebe für alles, was einen gewaltigen Umfang hat. Aus diesem Grunde bauen sie auch bei festlichen Gelegenheiten Kuchen, die geradezu ungeheuerliche Dimensionen besitzen, so daß man die Bevölkerung einer ganzen Stadt damit bewirten könnte. Zu der Herstellung des letzten dieser Riesentuchen wurden 2000 Eier, 150 Kilo Mehl, 550 Kilo Zucker, 225 Liter Sahne und 300 Kilo Erdbeeren benutzt, und er war 9 Meter lang und vier Meter hoch. Er wog fertig über 1000 Kilo. An dem Feste nahmen über 4000 Gäste teil, von denen jeder ein Stück bekam, so daß der stubengroße Kuchen wie Butter an der Sonne verschwand.

Küster bewegen sich nur in den ersten achtundvierzig Stunden ihres Lebens. Dann sehen sie sich für immer fest.

Weiteres.

„Au, Richard, wir müssen jetzt nach Hause gehen; es ist gleich sieben!“

„Ne, wir gehen jetzt noch nicht. Wenn wir jetzt kommen, kriegen wir keine, weil wir so lange geblieben sind. Wenn wir aber erst um neun kommen, kriegen wir 'n Kuß, weil uns nichts passiert ist.“

„Habe ich dich nicht zu dem gemacht, was du bist, Max?“

„Gewiß, Schay, aber habe ich es dir jemals vorgeworfen?“

„Herr Kommissär, ich habe diese Kiste mit Camembert gefunden, offenbar ist sie von einem Wagen heruntergefallen!“

„Schön, mein Herr! Kommen Sie in einem Jahre wieder — wenn sich der Eigentümer nicht gemeldet hat, gehört die Kiste Ihnen!“

„Herr Ober, hier ist ein Krugknopf in meiner Suppe“, sagte ein Gast zum Kellner. „Tausend Dank“, ist die Antwort. „Ich habe ihn schon überall vergebens gesucht.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Weststadt Nr. 6, bei Tepitz-Schönbau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 61.

Von Gen. Heinrich Sogner, Deutsch-Wernsdorf. (Problemtourier 1931. Belobende Anerkennung.)

Schw.: Ke5; Le4; Be7, d4, f4 (5).



Weiß: Ke4; Df5; Sg5; Bh3 (4).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse einzufenden.

Lösungszug zu Nr. 58: Lb1-e2!

Wichtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnelber Emil, Tetzchen; Döber Otto, Saag; Gall Adolf, Komotan; Bentele Wilhelm, Arnsdorf b. Tetzchen; Koutal Eduard, Trupshitz; Walter Ludwig, Abel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Arnstau; Döhrert Max, Pöschmann Reinhold, Müdorf Adolf, Die Anton, alle Tetzchen; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Döber; Gölbig Johann und Bräutigam Anton, Bergegrün; Gähnel Anton, Hüblich Franz, Burgis Erwin, alle Schönfeld; Zimmermann Heinz, Eichwald; Schlosser Heinrich, Graupe; Wewerka Ernst, Kuffig; Albert Rudolf, Prosschitz; Trillisch Gustav und Carl Adolf, Witzschau; Müschmied Josef, Reuhof.

W. Graf, Kuffig. Zwecks Fernturnier bitte ich an Gen. Schöpsla Josef, Siditz 222, zu wenden.

Arbeiter-Schach-Klub, Soborten. Dieser vor kurzer Zeit gegründete Verein trug am 8. November seinen 1. Wettkampf gegen Eichwald aus und erzielte mit 3½:3½ ein schönes Resultat. Wetzlers spielten die Genossen Schöpsla und Scharoch in Soborten simultan; Ersterer gewann an neun Brettern mit 7:2, letzterer an 10 Brettern mit 9 gewonnen, 1 verloren.

Naturwissenschaftliches, Historisches, Handfertigkeit und anderes.

Wie alljährlich hat auch heuer die bekannte Französisch Verlagshandlung in Stuttgart (Kosmos-Verlag) für den Weihnachtsgedächtnis eine Reihe von Neuerscheinungen an Büchern für die Jugend herausgebracht, die wegen ihres belehrenden und dabei zugleich unterhaltenden Inhaltes als vorbildlich bezeichnet werden können und die auch in Aus-